HAYLEY BARKER

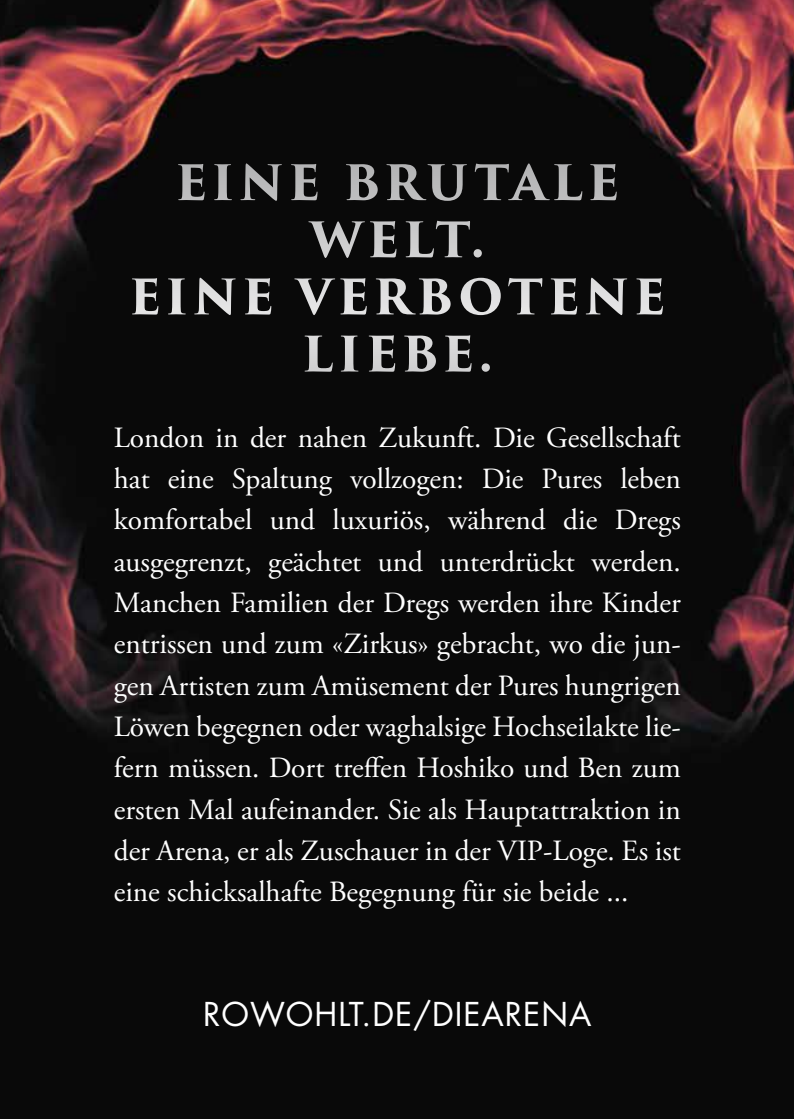
LESE-PROBE

DIE ARENA

WJB

GRAUSAME SPIELE

ROMAN



EINE BRUTALE WELT. EINE VERBOTENE LIEBE.

London in der nahen Zukunft. Die Gesellschaft hat eine Spaltung vollzogen: Die Pures leben komfortabel und luxuriös, während die Dregs ausgegrenzt, geächtet und unterdrückt werden. Manchen Familien der Dregs werden ihre Kinder entrissen und zum «Zirkus» gebracht, wo die jungen Artisten zum Amüsement der Pures hungrigen Löwen begegnen oder waghalsige Hochseilakte liefern müssen. Dort treffen Hoshiko und Ben zum ersten Mal aufeinander. Sie als Hauptattraktion in der Arena, er als Zuschauer in der VIP-Loge. Es ist eine schicksalhafte Begegnung für sie beide ...

ROWOHLT.DE/DIEARENA

PROLOG

HOSHIKO

Die Rufe des Publikums dröhnen in meinem Kopf. Ich stehe fünfzehn Meter über dem Boden, aber wenn ich mich bemühe, kann ich im Meer der Menschen unter mir einzelne Gesichter erkennen.

Ich beginne zu schaukeln. Vor und zurück, vor und zurück. Ich gewinne an Schwung, werde schneller, falle in einen Rhythmus: vor und zurück, vor und zurück.

Das Jubeln unter mir verschwimmt, wird zu einem entfernten Rauschen. Jetzt gibt es nur noch mich; nur das Hinaufschwingen und das Zurückpendeln. Wenn ich zu früh loslasse, bekomme ich den Draht nicht zu fassen; zu spät, und ich schwinge zu weit.

Genau im richtigen Moment, als ich mich auf perfekter Höhe befinde, ziehe ich die Beine an und strecke sie dann nach vorn, sodass meine Füße das Seil erreichen. Ich hocke jetzt darauf, kralle mich mit den Zehen fest und warte, bis das Vibrieren im Draht nachlässt. Mein

Atem beruhigt sich langsam. Ich habe wieder die Kontrolle, bin wieder in meinem Element. Zeit, ihnen zu geben, was sie wollen.

Ich balanciere mühelos, hebe ein Bein vom Draht, höher und höher bis in den Spagat, und beuge den Oberkörper vor, bis er parallel über dem Seil schwebt. Ein, zwei Momente lang bleibe ich so stehen, dann mache ich einen Salto, noch einen und noch einen. Jedes Mal lande ich sicher mit den Füßen auf dem Draht.

Ich schaue auf die jubelnde Menge hinab und sinke in den Spagat, fasse das Seil und lasse mich herumwirbeln, schneller und schneller und schneller, bis die Menge tobt. Ihre Schreie scheinen das Zeltdach zu heben. Ich richte mich wieder auf. Zeit für den Höhepunkt meiner kleinen Show. Man reicht mir von der Plattform aus einen Schemel. Ich hebe ihn über den Kopf, meine Füße tasten sich zurück in die Mitte des straff gespannten Seils. In der Arena herrscht gespannte Stille. Das Publikum hält den Atem an.

Ich stelle zwei Beine des Schemels auf dem Seil ab. Ich muss mir Zeit lassen, jetzt geht es nur noch um die Balance. Um Balance und Instinkt. Ich klettere auf den Schemel und setze mich, die Beine gekreuzt, die Arme weit geöffnet. Dann ziehe ich die Füße an, strecke vor-

sichtig meinen Körper und stehe auf dem Schemel. Ich hebe ein Bein, gehe auf die Zehenspitzen und drehe mich, immer und immer schneller. Hoch über der Welt trotze ich der Schwerkraft. Trotze der Last, die sie mir auferlegt haben.

Das Orchester spielt ein grandioses Crescendo des Triumphes. Feuerwerkskörper explodieren um mich herum und lassen ihre Funken wie Sterne hinabregnen. Weit unten in der Manege vollführen ein paar Turnerinnen in Weiß Flickflacks, während ich, der Höhepunkt, die Spitze, von hier oben über den Boden herrsche.

In diesem Moment bemerke ich aus dem Augenwinkel, dass Silvio mich von der Plattform aus beobachtet. Er wirkt zornig. Warum?

Mir wird eiskalt.

Er wollte, dass ich falle.

Vor den Zuschauern verbergen ihn die großen Vorhänge, die sich an beiden Seiten der Plattform bauschen.

Nur ich kann ihn von hier aus sehen.

Unsere Blicke treffen sich. Er streckt die Hand aus und greift nach dem Drahtseil, grinst böse und bewegt es ruckartig hin und her. Er schickt seine Todesbotschaft durch den Draht.

Ich kann das Gleichgewicht nicht mehr halten, höre,

wie das Publikum nach Luft schnappt, und stürze kopfüber in die Tiefe.

BEN

Ich kann den Blick nicht von ihr wenden, wie sie dort hängt. Sie ist ein Stück über mir, aber ich sehe ihren Gesichtsausdruck so deutlich. Sie wirkt nicht ängstlich, sondern wütend. Warum?

Ohne Vorwarnung beginnt sie zu schaukeln. Im Scheinwerferlicht glitzern die Pailletten ihres Kostüms, während sie vor und zurück schwingt. Ein menschlicher Glitzerball, der Lichtmuster in die Manege wirft. Ihr langes schwarzes Haar wirkt lebendig und tanzt, die glänzenden Locken schimmern im Licht. Jetzt ist sie auf dem Drahtseil. Sie bewegt sich so elegant, dass ihr Anblick mir den Atem raubt.

Alle um mich herum sind berauscht von ihr. Mutter, Vater, Francis, sogar die Bodyguards springen vor Begeisterung auf und nieder, und ich spüre unter meinen Füßen, wie die ganze Loge bebt.

Das Mädchen schwebt mühelos über den Draht. Jetzt beginnt sie, dort oben zu tanzen, ganz, als befände sie sich auf sicherem Boden. Sie dreht sich um sich selbst, eine verschwimmende Gestalt aus Licht und Bewegung. Wenn ich das hier im Fernsehen sehen würde, würde ich es nicht glauben; ich würde denken, dass das alles ein Fake ist, geschickte Kameraführung vielleicht. Sie sitzt auf einem Schemel. Einem Schemel, der auf dem Drahtseil balanciert.

Sie richtet sich auf. Das tut sie doch jetzt nicht? Sie tut es. Sie stellt sich auf den Schemel. Das kann nicht wahr sein. Wie macht sie das?

Sie dreht sich auf der Fußspitze, wirbelt immer schneller herum. Alle sind jetzt aufgesprungen, stampfen und klatschen: ein donnernder Applaus.

Aber sie lächelt nicht. Ihre dunklen Brauen sind verächtlich hochgezogen. Sie ist nah genug, dass ich das Funkeln in ihren Augen unter den gesenkten Lidern sehen kann. Sie schaut zornig auf die Menge herunter.

Ich höre auf zu jubeln.

Jemanden wie sie habe ich noch niemals gesehen. Ich kann den Blick nicht von ihrem Gesicht lösen. Sie wendet sich ab. Ihre Augen weiten sich erschrocken. Sie taumelt nach hinten. Ich sehe, wie sie fällt …

BEN

Alle reden schon seit Wochen nur davon, dass der Zirkus kommt. Seitdem die Anzeigen dafür online und in den Zeitungen erschienen sind, liegt eine derart elektrisierende Vorfreude in der Luft, dass man sie beinahe anfassen kann.

Vor mehr als zehn Jahren war der Zirkus das letzte Mal in London. Damals war ich noch zu klein, und es hat mir nichts ausgemacht, als Mutter und Vater sagten, wir könnten nicht dorthin gehen. Ich erinnere mich daran, dass die älteren Kinder auf dem Spielplatz danach von nichts anderem mehr sprachen und wir uns um sie versammelten, um ihnen zuzuhören. Wir waren viele und drängten uns vor, um jedes Wort zu verstehen. Ich muss erst fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein, aber ich kann sie noch immer erzählen hören.

«Es ist Zauberei», sagte ein Junge. «Keine Zaubertricks, sondern echte Zauberei. Es kann gar nichts anderes sein, das alles, was sie da machen!»

Und da war ein Mädchen, dessen Augen leuchteten. «Es ist wie ein Traum», sagte sie. «Wie ein Märchen.»

An dem Tag, an dem der Zirkus kommen soll, rennen alle Kinder beim Läuten der Schulglocke gleich hinaus

zu den Feldern, um zuzuschauen. Lächerlicherweise hoffe ich, auch gehen zu dürfen, aber als ich mich zu Stanley umdrehe, meinem Bodyguard, der diskret ganz hinten im Klassenzimmer wartet, presst er die Lippen aufeinander und schüttelt den Kopf. Kein Zweifel, was das bedeutet: *Denk nicht mal daran.*

Im Auto auf dem Weg nach Hause frage ich Francis: «Findest du es blöd, dass wir nicht zuschauen können, wie der Zirkus kommt?»

Mein Zwillingsbruder sieht mich an, als wäre ich verrückt geworden.

«Warum sollte ich dabei zuschauen wollen? Warum sollte irgendwer dabei zuschauen wollen, wie ein Haufen Dreg-Abschaum durch die Stadt zieht?»

Ich weiß nicht, was ich darauf erwidern soll. Also zucke ich nur die Achseln und starre aus dem Fenster.

Zu Hause schaue ich nicht wie sonst in der Küche vorbei, um unser Dienstmädchen Priya um einen Snack zu bitten. Stattdessen gehe ich direkt in die Bibliothek im obersten Stockwerk des Hauses. Von hier aus hat man einen weiten Ausblick bis hinunter auf die Stadt. Die Hauptstraße schlängelt sich nach rechts. Von dort wird der Zirkus kommen.

Ich sehe die anderen Kinder, Dutzende von ihnen, wie

sie auf den Pfählen der Zäune hocken, die die Felder umschließen. Von hier oben habe ich eine weit bessere Sicht, aber ich wäre trotzdem lieber dort unten, bei ihnen, zusammengekauert in der Kälte, mit baumelnden Beinen, um wie sie bei jedem Lachen kleine Wölkchen auszustoßen.

Es sieht da unten so viel lustiger aus. Es sieht aus wie Freiheit.

Ewig passiert gar nichts, dann kommen vier riesige Lastwagen den Hügel herabgefahren.

Sechs Dregs und ein Wächter springen aus jedem Lastwagen, und die Dregs beginnen sofort, große Eisenwände aufzustellen und so vier Felder zu einer großen Fläche abzugrenzen. Sie arbeiten schnell, und schon bald ist das Zirkusgelände vor neugierigen Blicken abgeschirmt.

Das macht alles noch rätselhafter und geheimnisvoller: Wenn man den Zirkus sehen will, muss man Eintritt bezahlen. Eine freie Sicht darauf hat man nicht, es sei denn, man schaut von weit oben, so wie ich, und es gibt nicht viele Menschen, deren Status so wichtig ist, dass sie so weit oben wohnen wie wir.

Sobald sie fertig sind, springen die Männer zurück in die Lastwagen und rauschen davon. Die Kinder starren gegen die kilometerlange Eisenwand.

Der Zirkus muss unfassbar riesig sein, wenn er so viel Platz braucht.

Danach wird es wieder still. Ein paar Kinder haben keine Lust mehr und gehen nach Hause zum Abendessen, aber dafür tauchen neue auf, und dann kommen die anderen wieder zurück. Noch immer gibt es keine Spur vom Zirkus selbst.

Ich gehe nicht zum Abendessen nach unten, also bringt mir Priya meine Portion auf einem kleinen Tablett herauf. Ich esse nicht viel davon; ich bin zu sehr damit beschäftigt, aus dem Fenster zu schauen und meinen Hals zu recken.

Endlich kann ich eine glitzernde und funkelnde Parade erkennen, die sich den Hügel hinaufarbeitet.

Die Kinder können sie zuerst noch nicht sehen, doch dann, als ihre Spitze den Hügelkamm erreicht hat, springen sie plötzlich alle auf, stellen sich auf die Zaunpfähle, schubsen und drängeln.

Sechs Schimmel, geschmückt mit funkelnden Glitzerketten, traben voran; auf ihren Rücken stehen Mädchen und Jungen in durch winzige Dioden erleuchteten Paillettenkostümen. Sie springen in die Luft, vollführen einen Salto nach dem anderen und landen immer wieder auf ihren Füßen, es ist unglaublich.

Hinter ihnen trabt ein schimmernder Palomino, viel größer als die Schimmel. Man merkt sofort, dass sein feuriges Temperament nur schwer zu zügeln ist: Bei jedem Schritt hebt er die Beine ganz hoch, sein Hals ist gebeugt.

Ein Mann steht auf seinem Rücken. Er trägt einen komischen kleinen Anzug und ein Äffchen auf der Schulter. In den Händen hält er einen großen Korb und wirft den Kindern daraus Bonbons zu. Sie hüpfen auf und nieder, schreien nach ihm und recken gierig die Hände.

Jetzt kommen hübsche, kleine, pastellfarbene Waggons, riesige Ausrüstungsanhänger und noch größere Lastwagen, in denen die Dregs und der Rest der Tiere untergebracht sind, nehme ich an.

Ganz zuletzt fährt ein langer, offener Wagen, erleuchtet von tausend bunten Lichtern. Menschen sitzen darin – die Zirkusleute – und winken den Kindern zu. Clowns jonglieren mit Bällen, Akrobaten schlagen Saltos, und zwei Feuerschlucker verschlingen gefährlich lodernde Fackeln.

Weit über der Parade dreht ein Mädchen, eine Seiltänzerin, ihre Pirouetten.

Ein heller Scheinwerfer folgt ihren Bewegungen und Sprüngen am tintenschwarzen Himmel.

Das Drahtseil ist zwischen zwei hohen Stangen gespannt und verbindet den letzten mit dem ersten Waggon. Sie tanzt und springt über die gesamte Länge der Prozession in so fließenden Bewegungen, als bestünde sie aus Wasser. Laserstrahlen zeichnen bunte Formen, Feuerwerkskörper schießen hoch in den Himmel und fallen als funkelnder Sternenregen um sie herum zu Boden.

Ihr Bild wird in unzähligen Hologrammen in den Himmel projiziert. Wohin ich auch schaue, tanzt und springt und überschlägt sich ihre Gestalt, erhellt sie die Dunkelheit.

Sie muss noch kilometerweit zu sehen sein.

Eines der Hologramme steht direkt vor meinem Fenster, nur Zentimeter über meinem Kopf. Plötzlich schaut sie auf, und ich sehe ihr direkt in die Augen. In ihrem Blick liegt etwas Stählernes; sie ist sehr schön, aber etwas an ihr lässt mich erschaudern. Ich weiß, dass es nicht wirklich sie ist, die mich anschaut, aber sie wirkt so nah, als könnte ich sie berühren. Ich öffne das Fenster so weit es geht und strecke die Hand nach ihr aus, nach dem Licht, das sie ausstrahlt, aber meine Finger greifen ins Leere.

In diesem Augenblick schwöre ich mir etwas. Was im-

mer passiert, was immer Mutter und Vater sagen – ich werde zum Zirkus gehen.

Hoshiko

Die Kinder auf den Zäunen jubeln und schreien, als wir kommen. Die meisten hüpfen vor lauter Aufregung auf und ab, ihre Hände greifen nach den Süßigkeiten, die Silvio in die Menge wirft.

Ich lächele strahlend auf sie hinunter, während ich meine Flickflacks vollführe, ich winke und werfe ihnen Küsse zu, wenn ich auf dem Drahtseil tanze.

Ich hasse sie.

Ich hasse sie alle.

Ich denke darüber nach, sie anzuspucken.

Das ist es also: London. Vor zehn Jahren kam der Zirkus das letzte Mal hierher – kurz bevor ich ausgewählt wurde. Es kann nicht später sein als sechs Uhr, aber es ist schon dunkel, und die Millionen Lichter der Gebäude glitzern und funkeln.

In der Mitte der gewaltigen Stadt ragt aus dem Laby-

rinth der Wolkenkratzer und Bürogebäude das berühmte Haus der Macht auf. Es strahlt in gelbem Licht und ist so riesig, dass ich jedes einzelne Detail erkennen kann, selbst von hier aus, während ich mich überschlage und tanze. Es sieht genau so aus, wie Amina es beschrieben hat. Unten türmen sich Hunderte und Aberhunderte schwarzer Skulpturen aus glänzendem Ebenholz. Sie sind ineinander verschlungen und verschränkt, liegen übereinander, erdrücken einander: eine riesige Pyramide sich windender Dregs.

Ganz oben, über all den Figuren, erhaben über die Welt, steht glänzend und gleißend eine riesige Goldstatue, getragen von den verschlungenen, gebeugten Körpern unter ihr. Ein Mann – ein Superman –, der nur aus Muskeln zu bestehen scheint und sanft auf die Stadt hinunterlächelt.

Ich schaudere und spüre, wie ich fast das Gleichgewicht verliere, weil mich die Konzentration verlässt.

Dieses Monument steht für alles, was falsch läuft auf der Welt. Es steht für Dominanz und Stolz und Macht. Es steht für die Unterdrückung der vielen durch die wenigen. Es steht für das Böse.

Ich kann den Blick nicht abwenden. Die Wagen fahren unterdessen durch die riesigen Metalltore, die sich

mit einem Krachen hinter uns schließen, das weithin hallt.

Immerhin ist es das letzte Mal, dass ich das Monument sehen muss, bis wir die Stadt wieder verlassen. Es ist überhaupt das Letzte, was irgendjemand von uns von der Außenwelt sehen wird, bis wir in zwei Wochen alles wieder abbauen und uns zu einem neuen Ziel auf den Weg machen. Eigentlich sollte es uns egal sein, wo wir sind und in welcher Stadt wir unser Lager aufschlagen; die Leute, die Nacht für Nacht zu uns strömen, sind überall gleich.

Aber es ist doch etwas anderes, hier zu sein, im Zentrum von allem: hier, wo die Gesetze gemacht werden, hier, wo das Haus der Macht ist.

Mich schaudert es erneut, dann springe ich vom Seil.

Kaum dass die Tore hinter uns ins Schloss gefallen sind, steigt Silvio von seinem Palomino-Hengst.

«Umzingelt sie und bringt sie dazu, sofort das Lager aufzubauen!», befiehlt er den Wächtern. «Zeit ist Geld!» Der lächelnde, gutmütige Süßigkeitenspender ist verschwunden, und seine Lippen sind ungeduldig aufeinandergepresst.

Ich versuche, zu Greta und Amina zu gelangen, aber ich schaffe es nicht rechtzeitig. Sie sind schon zu einem

der Felder geführt worden, und ich bleibe in einer anderen Gruppe.

Peng! Eine Peitsche knallt auf meinen Rücken. Wir werden zu einem großen Haufen Baumaterialien getrieben.

«Worauf wartet ihr, ihr Idioten?», kreischt Silvio. Seine Peitsche trifft mich erneut, trifft uns alle. Wir drängen uns aneinander, aber die Peitschenschläge prasseln unerbittlich auf uns nieder. «Runter mit euch, geht auf alle viere und fangt an zu bauen!»

BEN

Den ganzen Abend sitze ich in der Bibliothek am Fenster und sehe dabei zu, wie vor meinen Augen eine riesige Stadt errichtet wird. Hohe Gerüste, große Metallwände, sorgfältig zusammengefügt von Dutzenden Dregs. Die wallenden goldenen und roten Stoffe, die schließlich daran befestigt werden, lassen die Konstruktionen aussehen wie Hunderte von Zelten, jedes mit einem kuppelförmigen Dach, das in den Himmel ragt.

Aber es sind keine Zelte. Es sind feste Gebäude; damit die Tiere nicht ausbrechen können, nehme ich an, und die Dregs auch nicht.

Es gibt ein paar größere und viele kleinere Gebäude, die durch geschlossene Gänge hoch über dem Boden alle miteinander verbunden sind. Das bedeutet, dass die Dreg-Artisten keinen Fuß mehr nach draußen setzen müssen, sobald die Konstruktion steht. So bleiben sie hübsch von den Pures getrennt und bewegen sich wie in einer riesigen Ameisensiedlung im Himmel. Wahrscheinlich wimmeln sie darin tatsächlich wie fleißige Arbeiterameisen herum, eilen geschäftig hierhin und dorthin, um uns zu unterhalten.

Ich versuche, das Mädchen zu entdecken, aber auch auf dem Zirkusgelände, das bisher von großen Scheinwerfern beleuchtet war, wird es nun nach und nach dunkel, und aus dieser Entfernung sehen alle Dregs gleich aus. Ich sehe ihr Hologramm, es wird in einer Wiederholungsschleife abgespielt. Etwa zehn Projektionen strahlen sie noch immer in den Himmel.

Ich überlege die ganze Zeit, wie ich meine Eltern davon überzeugen kann, dorthin zu gehen und die Vorstellung zu sehen. Sie werden niemals ja sagen – nicht bei ihrer Einstellung zu den Dregs. Aber ich muss. Ich muss sehen,

ob es stimmt, was alle anderen über den Zirkus sagen. Ich muss sie sehen, wie sie über das Drahtseil tanzt.

Hoshiko

Wir arbeiten bis in die Nacht hinein. Meine Hände bluten, und ich wanke vor Erschöpfung, als man uns in unsere Schlafsäle treibt und die Türen hinter uns abschließt.

Endlich: sechs ganze Stunden ohne Wächter, kein Silvio, keine Pures. Nachts halten sie es nicht für nötig, uns zu bewachen – es ist auch billiger, nehme ich an. Außerdem ist es ja nicht so, als könnten wir irgendwohin.

Ich suche unter all den Menschen nach Greta und Amina. Auf den ersten Blick würde man wahrscheinlich denken, dass wir Zirkusleute eigentlich gar nichts gemeinsam haben. Wir haben alle verschiedene Hautfarben und unterschiedliche Religionen; eine buntere Truppe lässt sich nur schwer finden. Wenn man aber genauer hinsieht, sind wir einander ähnlicher, als man zunächst denken würde.

Nur wenige Mitglieder des Dreg-Zirkus schaffen es bis ins Erwachsenenalter, also sind wir fast alle jung, aber die meisten sehen viel älter aus, als sie in Wirklichkeit sind. In jedem einzelnen Gesicht, selbst in denen der allerkleinsten Kinder, liegen Sorge und Erschöpfung, und viele sind durch Narben und Verletzungen gezeichnet – ins Fleisch geschnittene Erinnerungen daran, wie gefährlich es ist, was wir tun.

In einer anderen Welt würde jeder von uns seinen eigenen Weg gehen, aber hier bilden wir eine Gemeinschaft. Wir teilen eine Existenz, dieselben Sorgen, dasselbe Leid, denselben Hass. Wir stützen den anderen, wenn wir können, tragen des anderen Last, soweit es uns möglich ist. Diese Menschen sind jetzt meine Familie – die einzige Familie, an die ich mich überhaupt erinnere.

Insgesamt sind wir ungefähr fünfzig, manchmal ein paar mehr, manchmal ein paar weniger, wenn neue Gesichter auftauchen und alte, oder noch nicht so alte, wieder verschwinden.

Ich erblicke Greta am anderen Ende des Raumes. Sie kommt sofort zu mir herüber, schlingt die Arme um meine Taille und schmiegt ihren Kopf an meinen Bauch.

«Ich habe dich vermisst!», sagt sie. «Ich hasse es, wenn wir nicht zusammenarbeiten.»

«Ich auch», erwidere ich. «Wo ist denn Amina?»

«Sie ist schon auf der Krankenstation. Einer der neuen Jungs hat sich beim Aufbau der Gerüste den Arm eingequetscht.»

Ich erschaudere. Das ist gar nicht gut. Wenn sein Arm zu sehr verletzt ist, kann er vielleicht nicht auftreten, und wenn er seinen Zweck nicht erfüllt, ist er überflüssig für sie, und wir alle wissen, was das bedeutet.

«Amina glaubt, dass sie es hinkriegen kann. Das hat sie mir jedenfalls gesagt.» Sie legt die Stirn in Falten. «Aber vielleicht stimmt es auch nicht; sie sagt mir ja nie, was wirklich los ist.»

Ich lache trocken auf. Greta hat recht; selbst wenn man den armen Jungen wegbringt, wird Amina es ihr nicht sagen – sie wird sich irgendeine Geschichte ausdenken. Sie versucht alles, um ihr die schlimmen Details zu ersparen. Das machen wir beide so. Es ist hier so gut wie unmöglich, aber keine von uns möchte, dass das Licht, das immer noch in ihren Augen leuchtet, schneller verlöscht, als es unbedingt sein muss.

Amina hat dasselbe früher mit mir gemacht: Sie hat mir geschönte Versionen der Wahrheit erzählt. Sie würde es immer noch tun, wenn ich es zuließe.

Hayley Barker

hat fast achtzehn Jahre lang als Englischlehrerin gearbeitet, bevor sie sich voll und ganz dem Schreiben widmete. Sie liebt YA-Romane, und ihre Bücher veröffentlicht zu sehen, ist für sie das größte Abenteuer ihres Lebens. Ihre Angst vor der sich ausbreitenden Welle von Verbrechen und Feindseligkeiten gegenüber Minderheiten hat Hayley dazu inspiriert, ihre YA-Romane zu schreiben.

Sie lebt mit ihrem Mann, zwei Söhnen und einem etwas hyperaktiven Hund in Essex.